Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1932)

Artikel: [Lebensbilder]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-819657

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vater Pestalozzi.

Es dauert drei lange Monate, bis die Regierungsherren in Luzern sich einigen, Heinrich Pestalozzi nach Stans zu lassen. Es ist die letzte Wartezeit, doch wird das Vierteljahr ihm länger als Jahre vorher, so drängt die Ungeduld, endlich aus dem Stauwasser seiner Schriften in Fluß zu kommen. Er würde in den höchsten Alpen, ohne Feuer und Wasser, anfangen, wenn man ihn nur einmal anfangen ließe.

Endlich im Dezember beschließt das Direktorium der helvetischen Republik, dem Bürger Pestalozzi die Einrichtung und Leitung eines Waisenhauses in Stans zu übertragen; er wartet die Ausfertigung nicht ab und fährt schon am zweiten Tag danach über den nebligen See, um bei der Baueinrichtung dabei zu sein. Die Anstalt soll in einem Flügel des Frauenklosters eingerichtet werden, und der Baumeister Schmidt aus Luzern geht mit hinüber, die notwendigen Veränderungen zu machen. Da schon im Herbst eine scharfe Kälte eingefallen ist, sodaß den Bauern die Erdäpfel in den Feldern erfroren sind, hat der Hunger die Bettelwaisen aus ihren Schlupflöchern in die Häuser gejagt, wo ohnehin schon zuviel hungrige Mäuler warten. Längst schon, bevor er Betten und die sonstigen Einrichtungen hat, fängt Heinrich Pestalozzi an, Brot zu verteilen und dabei seine Zöglinge zu suchen; als er Mitte Januar die ersten Waisen bei sich hat, kann er zunächst an keinen Unterricht denken, so verelendet sind sie.

Es ist nur eine Stube fertig, sie aufzunehmen, und überall in den Gängen werkeln die Bauleute noch mit Staub und Lärm. Tiere könnten nicht so verwahrlost sein wie diese Menschenkinder, die mit eingewurzelter Krätze und aufgebrochenen Köpfen, viele wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinsend, mit Augen voll Angst und Mißtrauen von den Verwandten oder auch vom Landjäger in den Kreis seiner Liebe gebracht werden. Es ist anfangs kein Platz da, außer einer Haushälterin in der Küche irgendwen zur Hilfe unterzubringen; auch wenn es ginge, Heinrich Pestalozzi möchte

es nicht. Er schält die Waisen selber aus ihren Lumpen heraus, er wäscht ihnen die Geschwüre und die Krusten der Verwahrlosung ab, als ob er eine Tiermutter wäre in dem Winterlager, wohin sie die Not und Kälte aus der verschneiten Bergwelt getrieben hätten. Er ißt und schläft mit ihnen, er weint mit ihren Leiden und lächelt zu ihren kleinen Freuden, sie sind außer der Welt und außer Stans, sie sind bei ihm, als ob sie wieder in den Ausgang ihres Lebens zurückgekehrt wären, um hier den Mut zu finden, nach so vieler Bitterkeit das Dasein noch einmal zu versuchen.

In kaum einem Monat sind es siebzig Waisen, und obwohl allmählich mehr Stuben fertig werden und auch schon fünfzig Betten dastehen, ist er immer noch allein unter ihnen. Der Pfarrer Bufinger, den die Regierung an Stelle des entwichenen nach Stans gesandt hat, und der Bezirksvorsteher Truttmann — beides wohlgesinnte Männer, die tapfer zu ihm stehen — drängen darauf, daß er sich Hilfe nehme. Er fände keinen, der ohne Schaden zwischen ihn und die verscheuchten Seelen seiner Zöglinge treten könnte.

Als die Frühlingssonne den Schnee wegschmilzt, daß sich die grünen Matten immer höher hinauf in die weißen Berge heben, ist in der verwahrlosten Schar die Menschlichkeit schon äußerlich zu Hause; die älteren Kinder helfen ihm, daß sich die kleineren sauber halten, die ordentliche Nahrung hat vielen die Backen gerötet, und nun wartet er, daß die Frühlingssonne sie bräune. Einige lockt ihr Straßenblut, und manchmal geschieht es, daß eins in der Dämmerung entwischt, andere kommen dafür wieder: es ist ein wenig wie ein Bienenstock, wenn die Wärme drängt. Er läßt es sich nicht verdrießen, so sehr ihn der Undank und die Untreue schmerzen; denn nun ist er längst in den Dingen mit ihnen, die ihm mehr gelten als ordentliches Essen und saubere Kleidung.

Längst hat Heinrich Pestalozzi angefangen zu unterrichten. Einige haben Bücher, und ein paar können sogar ein weniges lesen; er zeigt den andern, wo diese Hexenmeisterkunst ihre Herkunft hat. Er läßt sie in den Worten die

tönenden und zischenden Laute finden und macht ein lustiges Spiel daraus, ihrer zwei miteinander zu verbinden, jeden einzelnen durchs Abc hindurch; dabei schont er sich nicht, unermüdlich das ba, be, bi, bo mitzusprechen, bis ihm die Stimme in der Brust schartig wird; manchmal kommt er sich vor wie ein Hahn, wenn er schwitzend dasteht und mit ihnen kräht. Bis eine Stunde mit Minuten und ein Tag mit Stunden abgelaufen ist, läßt sich viel hineinfüllen, und Tag für Tag geht es verzwickter zu, vom bal, bel, bil, bol, bul zum balk, belk, bilk: immer anders marschieren die Soldaten aus ihrem Mund auf, bis ihnen alle Übungen, rechts- und linksum, kehrt und vorwärts marsch gleich geläufig sind. Und eines Tages läßt er für die Augen sichtbar werden, was solange nur durch Mund und Ohren ging.

Er hat ihnen keine Fibeln mitgebracht, nur einen Korb mit Täfelchen, darauf die Buchstaben einzeln mit ihren Häkchen und Schnörkeln wie Vögel mit ihren Schwanzfedern prahlen, und rastet nicht, bis jeder seinen Laut als Namen hat, sodaß er ihn nur zu zeigen braucht, und schon gibt ihm die ganze Klasse Antwort. Sie wissen nun längst, daß keiner die siebzig einzelnen verstehen kann, wenn jeder nach seinem Einfall losschreit, und warten das Zeichen ab, das ihnen sein Finger gibt. Sie sind dann wirklich eine Klasse, ein Wesen, das hundertvierzig Ohren und Augen, aber nur einen Takt und darum nur einen Mund hat. Und manche Nacht, während sie schlafen und er allein wach unter ihnen liegt, bildet sich traumdünn die Ahnung einer Lehrmethode: daß es wie mit den Buchstaben mit allen andern Kenntnissen des Menschen sei, daß sie sich bauen ließen, Steinchen um Steinchen, bis eine Wand, ein Zimmer und schließlich das Haus einer Wissenschaft dastände.

Während Heinrich Pestalozzi so mit seinen Waisen auf der Wanderung nach einer neuen Menschlichkeit ist, wächst das Dickicht der alten ihm rundum die Wege mit Unkraut und Brennesseln zu. Noch immer zieht der Haß seine Schwaden durch die Täler des Nidwaldner Landes. Für die Stanser ist Heinrich Pestalozzi ein Ketzer, von der Revolutionsregierung gesandt, ihre Waisen und Armenkinder

im Unglauben der neuen Zeit abzurichten, sie den Sitten der Väter und dem Glauben der Heimat mit Teufelslisten zu entfremden. Sie sehen seine verwahrloste Kleidung und achten ihn für einen Landstreicher, der bei der neuen Herrschaft der Lumpen und Schelme untergeschlüpft ist.

Aber auch die Freunde fangen an zu zweifeln; sie verstehen nicht, warum er sich allein mit siebzig Kindern abplagt, eigensinnig ihr Lehrmeister, Aufseher, Hausknecht und Dienstmagd in einem und dabei selber zum Erbarmen verwahrlost ist. Sie raten und drängen, doch Gehilfen zu nehmen, damit er endlich aus seiner Anstalt ein richtiges Waisenhaus mache, und sind verstimmt, weil er sich unter Ausflüchten weigert. Er scheint ihnen vom Eigensinn des Alters wie von einem Fieber befallen, und vertrauliche Briefe gehen an die Minister, daß man dem alten Mann mit Gewalt aus diesem Zustand helfen möge. Stapfer aber hält treu und weitsichtig zu ihm, weil er das Experiment fühlt und daß Heinrich Pestalozzi erst zu Resultaten gekommen sein muß, bevor er Hilfe brauchen kann. Er ermuntert ihn auch im Mai, als warme Sonnenbläue die Täler füllt und der See rund an den Ufern in einem Blust von Blumen zu schäumen scheint, mit seinen Zöglingen einen Ausflug nach Luzern zu machen.

Es ist Sonntag, und sie gehen die drei Stunden zu Fuß, bei Stansstad in Kähnen hinüber nach Hergiswyl und dann zwischen Pilatus und dem See bis Horw, wo sie den weiten Talboden der Allmend von Luzern erreichen. In Horw rasten sie, und da sie früh aufbrachen, sehen sie da erst, wie die Sonne überm Rigi hochschießt; ein jedes hat Brot im Sack, und Wasser fließt überall aus den Brunnenrohren. Die älteren haben gesorgt, daß sie alle sauber sind; nur auf ihren Schuhen liegt der Staub wie Mehl, als sie singend über die alte Kapellbrücke in Luzern gehen und die vielgetürmte trutzige Stadt bestaunen. Es ist Sonntag, und auf den Straßen spazieren viele Leute, die den seltsamen Zug und den seltsamen Mann davor belächeln. Einige kennen ihn von seinem Luzerner Aufenthalt und lüpfen den Hut, um ihm kopfschüttelnd nachzusehen. Aber Stapfer, der Minister,

hat gesorgt, daß die Stanser Waisen nicht unbegrüßt in der Landeshauptstadt sind; auf dem alten Kornmarkt vor dem Rathaus steht einer in blanker Uniform mit einem Leinenbeutel, darin rasseln lauter nagelneue Zehnbatzenstücke der Helvetischen Republik, und jedes Kind bekommt eins zum Andenken in seinen Sack. Sie singen ein Schweizerlied zu Dank, und Heinrich Pestalozzi, dem nichts so fern liegt wie Musik, kräht mit vor Rührung, gar nicht merkend, wie falsch er die Töne nimmt, bis alles hinter ihm lacht.

Auch sonst geschieht den Kindern der Nidwaldener Gutes in dem katholischen Luzern, und wie ein siegreicher Heerhaufe ziehen sie am Nachmittag wieder hinaus. Aber nun hat die Sonne ihre strahlende Bahn durch den Himmel gezogen und aus dem Weltall Glut auf die Erde geschüttet. Die Kinder werden müde, und er muß nun hinter ihnen gehen, die letzten anzutreiben. Dabei ist ihm selber schwül und nicht froh zumut; er hat in Luzern von dem Lauf der Dinge gehört, die für Monate außer ihm gewesen sind: der Krieg ist wieder im Land. Am Gotthard schlagen sich die Franzosen mit den Österreichern herum, und viel wird gesprochen von den Taten seines Vetters Hotze, der als kaiserlicher General über den Bodensee bis Zürich ins Land gedrungen ist; es kann in einigen Wochen wieder aus sein mit der republikanischen Herrlichkeit. Zu diesen Sorgen tut ihm die Brust weh, und er merkt, wie ihm die Monate zugesetzt haben. Der Pilatus zieht verdächtige Wolken an, und als ob über eine ferne Brücke Lastwagen rollten, grollt ein Gewitter in der Luft: er kann sonst über Ahnungen lachen, aber nun ist ein Gefühl da, daß es ihn treffen wird. Gerade gehen sie von Steinrüti gegen Hergiswyl am See hin, der dick und still daliegt, da wird ihm süßlich im Mund, und das Licht tanzt ihm wie Mücken vor den Augen. Er will einem Buben, der vor Müdigkeit weint, die Hand geben, da fühlt er sich tiefer zu ihm hinsinken, als es nötig ist, und sieht noch für einen Augenblick die erschrockenen Augen über sich.

Heinrich Pestalozzi meint, er sei gleich wieder aufgewacht, aber es muß wohl länger gewesen sein; nebenan

steht ein Wagen, der vorher nicht da war, und im Kreis der Kinder bemühen sich Leute in Hemdärmeln um ihn. Tiefer als im Schlaf war er aus allem fort; nun er die Augen aufschlägt, nimmt sein Bewußtsein mit einem Blick den Kreis seines Daseins auf. Rund um diesen Kreis sieht er die Berge spukhaft in den gewitterlichen Dunst des Himmels ragen und fühlt, daß so die Schwierigkeiten um ihn stehen, denen er nichts als die Willenskraft seiner zu Boden geworfenen Natur entgegenstellen kann.

Die zweite Woche seit seiner Wallfahrt nach Luzern ist noch nicht ins Land gegangen, als Heinrich Pestalozzi eines Mittags durch Trommelwirbel aufgeschreckt wird. Die Österreicher kommen, heißt es, und die in Uri geschlagenen Franzosen seien über den See zurück. Die Panik des Krieges ist wieder in Stans, bevor ein Schuß in den Nidwaldner Bergen fiel; wer noch bewegliche Habe hat, flüchtet sie in die Sennhütten hinauf, händeringende Weiber und trotzige Männer kommen, ihre Kinder zu fordern, und Heinrich Pestalozzi vermag nicht, sie zu halten. Als ob eine Mure vom Stanserhorn niederginge, läßt er die andern ihre Bündel raffen, zur Flucht bereit zu sein. Gerade hat er sie um sich versammelt im Arbeitssaal, da fällt ein Schuß; die Kinder schreien, einige laufen ihm zu, viele aber auch hinaus auf die Gasse, sich noch in die Berge zu retten.

Als danach alles still bleibt — die Alarmnachrichten waren falsch, und auch der Schuß ist nur einem hitzigen Sennbuben losgegangen — sitzt kaum noch die Hälfte seiner Kinder da. Zwar kommen im Nachmittag noch einige wieder, auch finden sie andere weinend irren, als sie gegen Abend den Ort absuchen; aber die Besorgnis bleibt über ihnen wie die schwarze Wolkendecke, die sich mit dem Abend vom Entlebuch herüberdrängt. Die Kinder schlafen sich schließlich in angstvolle Träume ein; Heinrich Pestalozzi bleibt wach; seit seiner Ohnmacht fühlt er, daß es in Stans zu Ende geht. Mit einer Kerze in der Hand wandert er um Mitternacht von Bett zu Bett; einigen, die sich stöhnend wälzen, legt er seine Hand auf die Stirn, daß sie, erwachend, ins Licht blinzeln und vor seinem Gesicht mit einem erlösten

Lächeln um die Lippen einschlafen. Nachher sitzt er noch, bis das Licht niedergebrannt ist, streicht in seiner Liste die Schäflein an, die ihm fehlen, und denkt den einzelnen nach, wo sie wohl seien. Was auch mit den Kindern geschieht, für keins — das fühlt er sicher — ist die Zeit vergebens gewesen: aber sein Werk ist verloren, wenn er es jetzt abbrechen muß. Es ist ihm zumut wie einem Kundschafter im weglosen Dickicht; er hat sich durchgearbeitet, bis er eine getretene Fußspur fand, die ihn zum Weg führen muß: da reißt ein Bergbach die Schlucht vor ihm auf, und ob er drüben die Spur deutlich weiter gehen sieht, er kann nicht hinüber.

Andern Tags ist alles vorbei, als ob es nur böse Träume gewesen wären; die Bauern sind wieder bei ihrer Arbeit, und die Soldaten in den Quartieren singen Schweizerlieder. Noch ein paar Kinder wagen sich unsicher wieder herzu, und als nach diesem Tag noch ein zweiter und dritter die weißen Sommervögel durch sein dickes Blau schwimmen läßt, fängt auch Heinrich Pestalozzi an, den Nacken zu heben. Am dritten Abend sitzt er scherzend und fragend mit ihnen bei der Hafersuppe, da ruft ihn ein Bote eilig zu dem Regierungsstatthalter Zschokke.

Der empfängt ihn mit einem Blatt in der Hand. Er habe Stafette bekommen, daß am frühen Morgen der General Lecourbe einrücken würde; er müsse Platz besorgen für einige tausend Mann und ein Hospital für die Verwundeten und Kranken herrichten, dazu habe er keinen andern Platz als das Waisenhaus. Weil Heinrich Pestalozzi nicht wie die Nidwaldener kämpfen und sterben kann, sondern dem Federstrich gehorchen muß, erfüllt er bitteren Herzens den Rest seiner Pflicht. Er teilt jedem Kind doppelte Kleidung, Wäsche und einiges Geld aus für das Notwendigste, rechnet mit dem Statthalter ab und übergibt ihm von den sechstausend Franken, die ihm das Direktorium bewilligt hat, den Rest mit dreitausend Franken — mehr hat er nicht gebraucht in den fünf Monaten mit all den Kindern. — Noch eine Nacht geht er in seiner schlafenden Herde ruhelos umher, nimmt in der Frühe weinend Abschied von ihnen allen, deren Vater

er durch seine Liebesgewalt geworden ist, und am Nachmittag, als die ersten Franzosen einrücken, fährt er nach Stansstad hinunter mit dem, was er für bessere Zeiten retten will.

Wilhelm Schäfer.

Aus: Lebenstag eines Menschenfreundes.

Friedrich Schiller.
Eine Schicksalsstunde seines Lebens.

Sie löffelten die Wassersuppe aus; düster hockte der Wintertag in der ungeheizten Stube. Müde, mit eckigen Schultern vorn überhängend, saß Schiller.

„Warst du, Schatz, heute nacht wieder lange auf?" fragte Lotte und nahm ein schmales Stück Brot vom irdenen Teller, um es für ihn zu zerschneiden.

Trockener Husten quälte sich aus seiner Brust. Er sagte schwer: „Es dämmerte."

„Du solltest dich wärmer kleiden," sie suchte seine Hand zu streicheln, entschuldigend, weil sie kein Holz zum Heizen hatten, seit Tagen war wieder Blut in seinem Taschentuch, „es dringet der Schneesturm durch alle Fenster; früh war das Wasser im Becken gefroren!"

„Göschen[1] zahlt erst, wenn er den Damenkalender in Händen hat." Heimlich sah er zur Kommode; bald kam die erlösende Nacht! Lotte schob ihm ihren Teller zu.

„Was ist das?!" Offenen Mundes saß sie und hielt in der Hand eine Brosche, die auf dem Tischtuch, unter dem gewölbten Tellerboden versteckt, gelegen hatte! „Das ist dein Bild?"

Die rotgeränderten Augen in Schillers aschfahlem Antlitz zeigten den Versuch, sorglos zu scheinen. „Heute ist dein Geburtstag," sagte er.

„Um Himmels willen," stammelte sie, „hast du das gekauft? In dieser schweren Zeit? Und malen lassen?"

„Fiel dir nicht auf, daß ich dir das Geld, für den Verkauf des Ringes, nicht gab?"

„Aufgefallen ist's mir schon, aber - ich getraute mich nicht.."

„Du solltest wenigstens die eine Freude in deinem trostlosen Dasein an meiner Seite gehabt haben," sagte er keuchend und stieß den Sessel hinter sich, „und ein Bild von mir haben". Er vollendete den Satz nicht: „wenn ich im Grab liege . . ."

Müde und sorgenbedrückt stand sie auf, um für die

bittere Freude zu danken; er streckte abwehrend und Ruhe heischend, erregt die Hand nach ihr: „Horch!"

Harte, feste Tritte klangen auf den Fliesen des Ganges.

„Neue Roheit," sprach Schiller herb. Die Tür ging auf. Ohne zu klopfen trat Professor Reinhold[2] ein. „Ich bewillige Ihnen, was Sie wollen, aber lassen Sie mich in Ruhe!" empfing ihn, am ganzen Leibe bebend, Schiller, „gehen Sie!"

„Schönen, schönen, recht schönen guten Mittag!" sprach behaglich der Ankömmling und lachte über das ganze verstudierte Antlitz, „Sie haben es nicht warm herin!" sagte er und lachte wieder.

„Wenn Sie sich wärmen wollen, müssen Sie zu andern gehen!" sprach Schiller hart. Frau Lotte legte ängstlich die Serviette hin und kam schnell hinter dem Tisch hervor, um nach Möglichkeit den Zusammenstoß der Männer zu verhindern.

„Wir kennen," sagte Reinhold und rieb sich die Hände, „keinen Stolz als den, Menschen zu sein! — Schön gesagt, was? Und recht hat er!" Mit mächtigen, wippenden Siegerschritten ging er durchs Zimmer, derweil sein beschneiter Rock und Hut am Boden lagen und Wasserlachen schufen. „Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie!" Er hob dozierend den Zeigefinger der Rechten. „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden! — Als Brüder kommen sie, nicht als eitle Große."

„Was wollen Sie?" schrie Schiller, seiner nicht mehr Herr. Er ballte die Fäuste, „martern Sie mich nicht durch sinnlose Reden! Was hat sich schon wieder Übles ereignet? Befriedigen Sie Ihre Rachsucht und gehen Sie!"

„Ereignet? Jawohl: Ereignet!" Reinhold faßte, mit großer Sorgfalt, väterlich in die Tasche. „Der Maurer Fürsorge erweiset sich auch dem negierenden Mitglied! Sie werden nicht mehr Grund haben, mich zu verachten," sprach er triumphierend. „Lesen Sie!" Er reichte dem Keuchenden ein Schriftstück und verschränkte gönnerhaft, die Rührung kaum meisternd, die Arme über der engen Brust. Schiller riß die harten Papierkanten der Büge hastig auseinander.

Die dunkle, kranke Kontur des Lesenden grub sich in

den grauen Schneehimmel, der durch das Fenster sah. Schiller neigte sich vor, er begann zu zittern; das Papier knisterte. Mit einem gurgelnden Laut stürzte Schiller zur Tür hinaus, das Papier flatterte im Luftstoß zu Boden. „Er tut sich was an," schrie, in Verzweiflung, die notgehetzte Frau Reinhold an, der sie energisch hinderte, ihrem Gatten zu folgen. „Er mordet sich!"

„Er wird jetzt erst leben," sprach der Gelehrte nachdrücklich und wehmütig, weil seine Rolle sobald am Ende war. Er hob das Schriftstück auf und strich es auf dem Tischtuch liebevoll glatt, „dieser Brief garantiert dem Herrn Hofrat Schiller ein Geschenk von jährlich tausend Talern, für drei Jahre, damit er ruhig gesunde und Kraft und Freiheit zu weiterem Schaffen sammle." Sie taumelte an die Wand und faltete ehrfürchtig die Hände, als stünde Gott selbst vor ihr. Reinhold las, jedes Wort wägend, aus dem Schreiben: „Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, zur Abwendung drohender Gefahr, für einige Zeit großer Ruhe. Nehmen Sie unser Anerbieten zur Erleichterung des Genusses dieser Ruhe! Wir wünschen, der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen." Er sah erklärend auf. „Gezeichnet ist das Schreiben vom Prinzen von Augustenburg und vom dänischen Minister Graf von Schimmelmann," sagte er wichtig, „Baggesen[3] hat viel getan; hier ist sein Brief an mich!"

Sie las. Sätze entstanden vor ihr, die voll Güte waren, die an Reinholds eindringlichster Fürsprache bei den dänischen Freunden nicht zweifeln ließen. Sie schluchzte. Nun konnte sie die teueren Medikamente bezahlen, die der Arzt, mit rührender Einfalt, für Schiller verschrieb. Wein, Hühner, Milch, Butter!! „Wenn Sie Baggesen schreiben," stieß sie hervor, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm . . ." Ein Tränenstrom erstickte ihre Stimme. Sie hielt das Tuch vor den Mund, und ihr verkümmerter Leib, der sich an den Tisch mit der Hungerkost lehnte, schütterte, daß die Gläser durchs Weinen aneinanderklangen.

„Ich kann dem Freunde nichts Nachdrücklicheres schrei-

ben!" sprach Reinhold weich. „Grüßen Sie Ihren Gatten, beruhigen Sie sich und seien Sie froh, ich bin es wahrlich auch."

Frau Lotte klinkte die Tür auf, sie öffnete sich nicht ganz. Ein Fuß lag vor; sie sah ihres Mannes hageres Bein am Boden und zwängte sich erschrocken in die Schreibstube. Bewußtlos lag Schiller, hingestreckt, den Kopf in die Hände vergraben. Sie kniete neben ihn und nahm sein mächtiges Haupt in ihren Schoß. Blitzartig fuhren Erinnerungen durch ihren Kopf: Man erzählte von Menschen, die das Glück tötete! Heiß und inbrünstig, wie noch nie, küßte sie seine blutleeren, rissigen Lippen. Schwer schlug er die roten Lider auf.

„Wie glücklich können wir nun sein, denk' mal!" sagte sie, mit einem Anflug ihrer einstigen Mädchenlaune. Jählings fuhr er herum, er starrte sie, auf den kalten Boden gestützt, ängstlich an.

„Ist's wahr?"

„Wahr!" nickte sie glücklich und sah mit Rührung die krampfhafte Anspannung der Erwartung in seinen kranken Zügen. Er röchelte, die Fäuste auf die zu enge Brust gepreßt; für soviel Glück war der Mensch nicht gebaut. Endlich floß wieder das freudegelähmte Blut. Seine Augen suchten dankbar, entlastet den Himmel.

„Die Sorge von mir genommen? Die Möglichkeit gegeben, für die Ewigkeit zu arbeiten? Lotte!" er umschlang sie gewaltig. „Wir steigen auf, wir steigen auf!! Weißt du, was es heißt, wenn sich der Zwiespalt eines Lebens schließt. Wenn die Vorsehung endlich Güte zeigt? Ich kann mich bilden, lernen, den Entwürfen meines Geistes leben, frei von lähmender Leibesnot! Ich kann wieder wirken!"

„Du nimmst das Geschenk an?" hoffte sie kleinlaut.

Mit tiefstem Staunen sah er sie an. „Warum sollte ich nicht?" Groß und erhaben wurde sein Blick, sein Atem rauchte, als glühte die heiße Seele aus ihm. „Meinst du, die Unterstützung gälte der Bequemlichkeit eines schlaffen Lebens? Nicht den Spendern bin ich Schuldner, ich bin es der Menschheit, die zwei Männer zum Handeln trieb, um

sich zu bereichern! Die Menschheit ist der Altar, von dem ich das Geschenk nehme, auf den ich meinen Dank niederlegen werde. Sie braucht es! Die Sache der menschlichen Freiheit brennet, ich werde am Platze sein, die Grundmauern zu retten!"

Walter von Molo.

---

[1] G. J. Göschen, ein Verleger in Leipzig.
[2] K. L. Reinhold, Professor für Philosophie an der Universität Jena um 1790.
[3] Jens Baggesen, ein dänisch-deutscher Dichter.

Gottfried Keller.

1819—1890.

Gelassen und wehrhaft focht der Dichter die ihm vom Schicksal angesagten Fehden durch, in denen ihm manche nie vernarbte Wunde geschlagen wurde. Glück und Behagen in seinen Werken sind nicht der Widerschein seiner Erlebnisse, sondern die Kinder seiner Wünsche und Erfindung. Dem schärfer Zusehenden entging eine gelegentlich vorüberhuschende Bitterkeit nicht, eine begreifliche Bitterkeit, die den niemals weich Gebetteten befiel. Wenn er von den günstigen Losen anderer sprach, klang es mitunter wie halbverwundene Klage durch, und ein Blick, in dem sich Begehren und Entsagen mischten, schien die harten Pfade zu streifen, die er gewandelt.

Er verlebte eine freudlose Jugend, deren kümmerliche Öde er im „Grünen Heinrich" in einen herrlichen Wundergarten umschuf, um sich nachträglich in der Vorstellung wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Selbst bei den Verwandten auf dem Lande, so bemerkte mir die Schwester, war es so langweilig, daß sie nicht begreifen konnte, wie es der Bruder dort aushielt. Söhnte er sich auch mit der Dürftigkeit der Knabentage und mit der bis übers vierzigste Jahr hinaus nie völlig bemeisterten Not ums tägliche Brot ohne Mühe aus, so verwand er den Unmut nie ganz, daß er, mit vierzehn Jahren aus der Schule weggewiesen und dadurch in die verfehlte Laufbahn des Malers getrieben, das beste Dezennium des Lebens verlor, um die Grundlage der Bildung verkürzt und im poetischen Schaffen verspätet wurde.

Zaudernd und in vorgerückter Stunde kam der Ruhm. Mit siebenundzwanzig Jahren veröffentlichte Keller seine ersten Gedichte, zwei Lustren später die „Leute von Seldwyla", denen eine zweite lyrische Sammlung und der „Grüne Heinrich" vorangingen. Aber als die Zürcher seinen fünfzigsten Geburtstag feierten, regte sich in Deutschland nicht eine einzige öffentliche Feder, und der Kulturhistoriker wird

es vielleicht dereinst der Aufzeichnung wert erachten, daß die unsterblichen Seldwyler bis zu einer neuen Auflage beinahe zwanzig Jahre brauchten, wiewohl die erste nur fünfhundert Exemplare zählte, die, als die nachfolgende ans Licht trat, noch nicht völlig vergriffen waren. Daran läßt sich nun, wäre es nicht sonst schon eine ausgemachte Sache, unschwer ermessen, wie verhältnismäßig wenige auch von denen, die mit Lied, Fackelzug und Becherschall den Ehrentag des Dichters festlich begingen, von seinen Novellen etwas gelesen hatten. Die Feier erwuchs nicht aus dem von vielen anerkannten Ruhme; man wollte hauptsächlich den Sänger der vaterländischen Lieder ehren, denn nur von diesen wußten die meisten; die hohe künstlerische Wertschätzung, die einzig richtige, war selbst in Zürich damals noch selten zu finden und wurde erst allgemeiner, als sie über die Grenzen des Deutschen Reiches her zu uns kam.

Der starre Lorbeer, der sich endlich herabbog, berührte die Stirn eines alternden Mannes. Er hatte ihn früher herbeigesehnt, nicht nur beseelt vom Wunsche nach Anerkennung und Erfolg, sondern wesentlich in der Hoffnung, seine dürftige Lage gebessert zu sehen. „Das Jahr 1848 mit seinem Lärm," grollte er einmal, „hat meine ersten — 1846 erschienenen — Gedichte unter den Tisch gewischt, und ich konnte wieder von vorn anfangen und sehen, wie's mir ging".

Es ward schon oft darauf hingedeutet, welchen vornehmen Platz das Problem der Erziehung in Kellers Werken einnimmt. Daß es diesen Platz einnimmt, entspringt vielleicht ebensosehr seinem Schicksal als dem ethischen Bedürfnis. Er selber, ein eigenwilliges und früh selbstherrliches Kind, erhielt keine hinreichende Erziehung, welchen Mangel er bis ans Ende spürte. In seiner ersten Novelle, in „Pankraz der Schmoller", erfindet er Situationen, die den Helden vom schmollenden Schweigen kurieren, wovon ihn die Mutter nicht erlösen konnte; Keller selbst heilte sich von diesem Fehler niemals völlig, obwohl der Begebenheit zwischen Lydia und Pankraz, die den Helden, zur Hälfte wenigstens, vom hartnäckigen Schweigen befreit, ein Erlebnis des Dichters zugrunde liegen soll. In „Frau Regel Amrain" schildert

er eine kluge und energische Mutter, die ihren Sohn zielbewußt auf die rechten Wege lenkt und vor Unrecht behütet; dazu war freilich trotz aller zärtlichen Liebe die seinige nicht stark genug gewesen. In den „Zürcher Novellen" wird der junge Herr Jacques von einem gescheiten und gebildeten Mentor ins Leben eingeführt, wie er Keller nie begegnet ist. Der „Grüne Heinrich" dagegen zeichnet die Erziehungsverhältnisse ziemlich der Wahrheit entsprechend, so weit sie den Aufenthalt in Zürich und bei der Mutter betreffen.

Keller wirft in diesem Bildungsroman gelegentlich die Frage auf, wie ganz anders es wohl mit ihm gekommen wäre, wenn er einen Vater gehabt, der seinen Willen gebrochen hätte. Ich vermute, der Vater hätte mit dem merkwürdigen Knaben, den die Genien und Dämonen früh an der Hand nahmen und nach ihrem Gutdünken leiteten, einen harten und mühseligen Stand gehabt, und ich denke auch, der Bildungsboden seines Elternhauses wäre, selbst bei längerem Leben des Vaters, zu beschränkt gewesen, um ein richtiges Verständnis des wunderlichen Kindes zu ermöglichen. Seine tiefgründige Verschlossenheit verlangte ungewöhnliches seelisches Verständnis, sein Trotz forderte Kraft, die verhüllte Weichheit Milde, der starke Unabhängigkeitstrieb breites Gewährenlassen: das alles findet sich selbst in der Hand eines gebildeten Erziehers nicht gar häufig beisammen.

Mehr als er vielleicht selber wußte, gibt er im „Grünen Heinrich" zu, daß er in gewisser Beziehung kaum zu erziehen war, was er auch durch seine Lebensführung und Haltung bekräftigte. Während er nämlich aus ernsten sittlichen Kämpfen, die keinem erspart bleiben, als Sieger hervorging, indem er die Regungen und Ausbrüche der Eitelkeit und des Ehrgeizes kräftig niederhielt und sich auch ins Joch eines seinem innersten Berufe widerstrebenden Amtes fügte, brachte er es nie zur völligen Ablegung einer auffälligen Unbehilflichkeit, eines verdrossenen, unzeitigen Schweigens und einer aufbrausenden Heftigkeit, die er oft bereute. Wunderlich, daß ein Mann von seiner sittlichen Kraft, der in schwerwiegenden ethischen Dingen eine Selbst-

erziehung von seltener Entschiedenheit übte, gewisse Äußerlichkeiten, die er mit Recht als Hemmnisse empfand, so sehr der mangelnden Erziehung aufs Kerbholz zu setzen geneigt war. Aber es erging ihm vermutlich, wie es den Menschen insgemein ergeht: das, was man entbehrt, schätzt man am meisten.

Indessen tat er alle Unzufriedenheiten immer wieder ab; nur eine wurde er sicherlich nicht leicht und nie vollkommen los. Er verschmerzte sein Junggesellentum nicht. Er wies einst vor C. F. Meyer mit dem Tone der Wehmut auf seine Bücher und Habseligkeiten: „Das wird in gleichgültige Hände kommen!"

Es haben schon oft Verehrer Kellers und, wie es in der Beschaffenheit der Sache liegt, noch häufiger Frauen die Frage aufgeworfen, ob sein Lebensschifflein nicht sanfter dahingeglitten wäre, wenn er eine Gefährtin gefunden hätte. Man mag, sofern eine müßige, aber unschädliche Vermutung gestattet ist, ohne weiteres geneigt sein, diese Frage zu bejahen. Aber darum wohl, weil ihm dieses Glück versagt blieb, malte er es mit immer leuchtenderen Farben aus und frönte mit allzeit ungeminderter Sehnsucht

... Der lieblichsten der Dichtersünden:
Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bitt're Erde sie nicht hegt!

Nach: *Adolf Frey.*

Glückwunschschreiben des Schweizerischen Bundesrates zum siebzigsten Geburtstag.

Der schweizerische Bundesrat hatte seinen Kanzler mit einem kostbar ausgestatteten Glückwunschschreiben nach Seelisberg abgeordnet. Das war etwas ganz Unerhörtes. Josef Viktor Widmann war mit der Abfassung betraut worden. Er hatte seinen Landsleuten tief aus dem Herzen geredet, als er die Worte schrieb:

Hochverehrter Herr! „Sie haben unserem Lande viel geschenkt. Vor allem jenes weihevolle Lied, das in der Tonweise des unvergessenen Baumgartner überall erklingt, wo schweizerische Herzen in friedlichem Hochgefühl für ihr Heimatland schlagen. Es ist ein nationaler Psalm geworden, der noch oft in guten und in bösen Tagen uns und unsere Nachkommen erbauen wird. Aber dieses Lied ist nur ein besonders leuchtendes Kleinod in der reichen Schatzkammer Ihrer Dichtungen.

Nicht unsere Aufgabe kann es sein, hier eine ästhetische Wertschätzung desselben auszusprechen. Wohl aber dürfen wir darauf hinweisen, daß diese Dichtungen, wie hoch auch ihre Wipfel ragen mögen ins Reich der Phantasie, tief in der heimischen Scholle wurzeln und schon dadurch für unser Volk von größtem Wert sind. Aber auch der sittliche Kern, ja die jugend- und volkserzieherische Absichtlichkeit, welche, unbeschadet ihrer Kunstschönheit, viele dieser Dichtungen durchdringt, macht dieselben zu Werken, aus denen sowohl das jetzige Geschlecht als auch spätere Generationen unseres Volkes nur die besten, gesundesten Anregungen schöpfen können.

Haben Sie somit in der schweizerischen Nation sich durch Ihre edeln Schöpfungen ein bleibendes Denkmal gesetzt, so haben Sie zugleich unserer einheimischen Literatur vor den Augen des Auslandes eine weithin sichtbare Ehrensäule errichtet. Das zeitgenössische Schrifttum deutscher Zunge kennt keinen besseren Namen als den Ihrigen, und wenn infolgedessen die Blicke des Auslandes in ähnlicher Weise, wie einst zu Albrecht von Hallers Zeiten, nach der Schweiz gerichtet sind, so kommt dies auch den sonstigen literarischen und

künstlerischen Bestrebungen des ganzen Landes zugute, das in Ihnen geehrt wird.

In Anerkennung aller dieser Verdienste um das geistige Gedeihen der Schweiz auf dem friedlichen Gebiete der Poesie spricht Ihnen heute der schweizerische Bundesrat seinen Dank aus und wünscht von Herzen, es möge Ihnen noch lange beschieden sein, in der Mitte eines Volkes, das auf Sie stolz ist, zu leben und zu wirken. Keine äußerlich blinkenden Ehrenzeichen hat die Republik zu vergeben. Aber diesen Tag mit einem ihrer besten Söhne zu feiern, durfte sie sich nicht versagen. Und so empfangen Sie, hochverehrter Herr, hiemit den Glückwunsch des schweizerischen Bundesrates."

Namens des Schweizerischen Bundesrates
Der Bundespräsident:
Hammer.
Der Kanzler der Eidgenossenschaft:
Ringier.

Bern, den 19. Juli 1889.

Mozart über sein Schaffen.

Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und summe sie mir auch wohl für mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt ich das nun fest, so kommt mir bald eins nach dem anderen bei, wozu solch ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Klang der verschiedenen Instrumente usw. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen im Geist übersehe, und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen: Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nur wie in einem schönen, starken Traum vor. Aber das Überhören, so alles zusammen ist, das vergesse ich nicht so leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier; denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen, und mag um mich herum mancherlei vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern, nämlich von Hühnern und Gänsen und von Gretel und Bärbel und dergleichen. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt oder Manier annehmen, daß sie mozartisch und nicht in

der Manier eines anderen, das wird halt ebenso gehen, wie daß meine Nase ebenso groß und herausgebogen, daß sie mozartisch und nicht wie bei andern Leuten geworden ist. Denn ich lege es nicht auf die Besonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben; es ist ja aber wohl bloß natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Ansehen haben, auch verschieden voneinander aussehen, wie von außen, so von innen. Wenigstens weiß ich, daß ich mir das eine so wenig als das andere gegeben habe!

Wolfgang Amadeus Mozart.

Beethoven.

1770—1827.

Beethoven war klein und untersetzt. Stärke sprach aus dem ganzen Bau seines Körpers. Die Stirn war mächtig und zeigte seltsame Höcker. Tiefschwarzes, außerordentlich dichtes Haar, durch das scheinbar kein Kamm je einen Weg sich gebahnt hatte, sträubte sich nach allen Seiten, wie „Schlangen um das Gorgonenhaupt". Das Leuchten der Augen war so außergewöhnlich, daß alle, die ihn sahen, davon ergriffen waren. Klein und sehr tiefliegend, öffneten sie sich plötzlich weit in der Leidenschaft, im Zorn, rollten wild und spiegelten alle Gedanken mit wunderbarer Klarheit. Häufig suchten sie mit traurigem Blick den Himmel.

Wenn er phantasierend am Klavier saß, schwollen die Muskeln in seinem Gesicht an, die Adern traten hervor, die ohnehin wilden Augen rollten noch einmal so heftig, der Mund zuckte, und Beethoven hatte das Aussehen eines Zauberers, der sich von Geistern überwältigt fühlt, die er selbst beschwor.

Ludwig van Beethoven wurde am 16. Dezember 1770 in Bonn am Rhein in der elenden Mansarde eines armseligen Hauses geboren. Sein Vater war ein unintelligenter, ewig sich betrinkender Tenor. Seine Mutter gehörte dem Dienstbotenstande an.

Beethovens schwerer Kindheit fehlte der sanfte Familiengeist. Von Anbeginn zeigte sich Beethoven das Leben als ein trauriger und brutaler Kampf. Sein Vater wollte des Kindes musikalische Anlagen ausbeuten, es als Wunderkind ausstellen. Mit vier Jahren hielt er den Kleinen für Stunden am Klavier fest, sperrte ihn mit der Violine ein und erdrückte ihn beinahe mit Musik. Wenig fehlte, so wäre ihm die Kunst für immer zum Ekel geworden. Der Vater mußte Gewalt anwenden, damit das Kind sein musikalisches Pensum lernte. Seine Jugend war getrübt durch materielle Sorgen, durch Fragen des Brotverdienstes, durch Aufgaben, für die sein Geist noch nicht reif war. Mit elf Jahren war er Mitglied des Theaterorchesters, mit dreizehn Organist.

Im Jahre 1787 verlor er seine Mutter, die er anbetete. „Sie war mir eine so gute, liebenswürdige Mutter, meine beste Freundin. Wer war glücklicher als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte, und er wurde gehört." Sie war an Schwindsucht gestorben, und Beethoven glaubte die Krankheit in sich selbst zu fühlen, litt er doch damals schon unaufhörlich an mancherlei Beschwerden. Zu körperlichen Übeln gesellte sich eine Melancholie, schlimmer als alle Schmerzen. Mit 17 Jahren war er das Familienoberhaupt. Ihn traf die Schande, auf den Rücktritt seines Vaters dringen zu müssen, der als unverbesserlicher Gewohnheitstrinker nicht im Stande war, der Familie vorzustehn; dem Sohn wurde des Vaters Pension eingehändigt, damit dieser sie nicht verschwenden konnte. Die Trostlosigkeit solcher Verhältnisse drückte sich tief in seine Seele.

Er fand indessen liebevollen Beistand im Kreise der Familie von Breuning in Bonn, die ihm für immer treu blieb.

So trostlos Beethovens Kindheit war, so hat er ihr und den Plätzen, wo sie sich abspielte, doch ein zärtliches Andenken bewahrt. Später, als er gezwungen war, Bonn zu verlassen und nahezu sein ganzes Leben in Wien zu verbringen, in der frivolen großen Stadt, in ihren traurigen Vorstädten, hat er nie die Rheinlande vergessen können, nie den mächtigen väterlichen Strom, „unsern Vater Rhein", wie er ihn nennt. Nirgends ist der Rhein schöner, nirgends mächtiger und zugleich nirgends sanfter als bei Bonn, der köstlichen Stadt, deren beschattete, blütenbedeckte Hänge er mit heftiger Zärtlichkeit liebkost. Hier hat Beethoven seine ersten zwanzig Jahre verlebt. Hier stiegen im Herzen des Jünglings die Träume auf — hier, in den Wiesen, die so sehnsüchtig im Wasser zu schwimmen scheinen, auf denen Pappeln stehn, um die Nebel weben. Diesem Land blieb Beethovens Herz für alle Ewigkeit treu. Bis zum letzten Augenblicke träumte er von einem Wiedersehen, ohne daß es je dazu gekommen wäre.

Im November 1792 ließ sich Beethoven in Wien nieder, der musikalischen Hauptstadt des damaligen Deutschland. Die Revolution war ausgebrochen, sie begann Europa zu

überfluten. Die Revolution eroberte die Welt und Beethoven. Seine republikanischen Gefühle sind im Laufe seines Lebens zu mächtiger Entwicklung gelangt.

Beethoven weiß, was er wert ist, er glaubt an die ihm innewohnenden Kräfte. 1796 schreibt er in sein Notizbuch: „Mut, auch bei allen Schwächen des Körpers soll doch mein Geist herrschen." Als er einmal an einen Freund von seinen großen Erfolgen berichtete, kommt ihm als erster Gedanke in die Feder:

„Du siehst, daß es eine hübsche Lage ist, z. B. ich sehe einen Freund in Not, und mein Beutel leidet eben nicht, ihm gleich zu helfen, so darf ich mich nur hinsetzen, und in kurzer Zeit ist ihm geholfen. — Und weiter: „Dann soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen".

Leiden hatten inzwischen schon an Beethovens Tür geklopft, sie hatten sich in ihm festgekrallt, um ihn nicht mehr loszulassen. Zwischen 1796 und 1800 beginnt die Taubheit ihr Zerstörungswerk an ihm, Tag und Nacht litt er an Ohrensausen, dabei war er von Darmbeschwerden unaufhörlich geplagt. Sein Gehör nahm zusehends ab. Während mehrerer Jahre gestand er seine Schmerzen nicht einmal den besten Freunden, er vermied die Berührung mit der Umwelt. Damit sein Gebrechen unbemerkt blieb, verschloß er das furchtbare Geheimnis in sich selbst. Erst im Jahre 1801 kann er es nicht länger verschweigen, verzweifelt gesteht er es seinen besten Freunden. An Wegeler: „Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht. Manchmal auch hör' ich den Redenden, der leise spricht, kaum, — und doch, sobald jemand schreit, ist es mir unausstehlich ... Ich habe schon oft mein Dasein verflucht ..." Nur sein unbeugsames, moralisches Gefühl hielt ihn aufrecht. Auch seine letzte Hoffnung auf Heilung schwand dahin. „Selbst der hohe Mut, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte, er ist verschwunden, o Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen!"

Aber Beethoven überwand, er lebte noch weitere fünfundzwanzig Jahre. Sein mächtiger Wille ergab sich nicht in den Untergang. „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht. O, es ist so schön, das Leben tausendmal leben!"

Diese Leiden, dieser Wille, dieser Wechsel zwischen Stolz und Niedergeschlagenheit, diese ganze Tragödie, all das findet sich in Beethovens großen Werken, in seinen Sonaten und Symphonien.

Goethe versuchte, Beethoven kennen zu lernen. Er traf ihn in Teplitz im Jahr 1812. Sie konnten beide zu keinem gegenseitigen Verstehen gelangen. Beethoven war ein leidenschaftlicher Bewunderer Goethes. Er war aber zu unabhängig und heftig, als daß er sich Goethe hätte anpassen können. Er selbst erzählt von einem gemeinsamen Spaziergang, wo er als stolzer Republikaner Seiner Exzellenz, dem geheimen Hofrat des Großherzogs von Weimar, eine Lehre von Menschenwürde erteilte, die ihm Goethe nie verziehen hat.

„Könige und Fürsten können wohl Professoren machen und Geheimräte und Titel und Ordensbänder umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister, die über das Weltgeschmeiß hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen. — Und wenn so zwei zusammenkommen, wie ich und der Goethe, da müssen diese großen Herren merken, was bei unsereinem als groß gelten kann. —

Wir begegneten gestern auf dem Heimweg der ganzen kaiserlichen Familie, wir sahen sie von weitem kommen, und der Goethe machte sich von meinem Arme los, um sich an die Seite zu stellen, ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen, ich drückte meinen Hut auf den Kopf und knöpfte meinen Überrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen — Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Herzog hat mir den Hut gezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. — Die Herrschaften kennen mich — ich sah zu meinem wahren Spaß die Prozession an Goethe vorbeidefilieren, er stand mit abgezogenem Hut tief

gebückt an der Seite; dann habe ich ihm den Kopf gewaschen, ich gab kein Pardon."

1814 stand Beethoven auf der Höhe seines Ruhmes. Auf dem Kongreß von Wien wurde er als europäische Größe anerkannt und behandelt. Er nahm an den Festlichkeiten teil, die Fürsten huldigten ihm, und er ließ sich, stolz wie er war, von ihnen den Hof machen.

Auf diese Glanzzeit aber folgt die traurigste, elendeste in Beethovens Leben. Wien war ihm nie sympathisch gewesen. Sein stolzer und freier Geist konnte sich in dieser, der Künstelei ergebenen Stadt nicht zurechtfinden. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, die ihm einen Vorwand bot, ihr den Rücken zu drehen. Zu Wiens Ehre sei indessen gesagt, daß sich für Beethoven reiche Hilfsquellen auftaten. Drei der reichsten Wiener Aristokraten vereinigten sich zu der Verpflichtung, Beethoven eine jährliche, lebenslängliche Pension von 4000 Gulden anzubieten mit der einzigen Bedingung, daß er in Österreich bleibe.

Unglücklicherweise entsprachen die Tatsachen nicht dem Hoffnung erweckenden Versprechen. Die Pension wurde willkürlich, nicht zu einem festen Termin und schließlich gar nicht mehr bezahlt. Beethovens Freunde und Gönner starben oder zerstreuten sich rasch nacheinander. Die Taubheit war vollständig geworden. Seit Herbst 1815 verkehrte Beethoven nur noch schriftlich mit der Außenwelt. In sich selbst verschlossen, durch eine unübersteigbare Mauer von allen andern Menschen getrennt, suchte er Trost in der Natur. War er in Wien, so machte er jeden Tag seinen Spaziergang; war er auf dem Land, so erging er sich im Freien von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Dämmerung, bis zur heraufziehenden Nacht, allein, ohne Hut, der Sonne, des Regens nicht achtend. „O Gott, welche Herrlichkeit in einer solchen Waldgegend — in den Höhen ist Ruh — Ruhe, ihm zu dienen." Er, den Kummer und Sorge beständig umklammerten, sehnte sich darnach, seine Stimme zur Herrlichpreisung der Freude zu erheben. Aber Jahr um Jahr ließ er vergehen, ohne die Aufgabe zu erfüllen, die er eines Tages erfüllen mußte. Immer aufs neue riß ihn die Schwermut

in die Tiefe. Da endlich, in der letzten Spanne seines Lebens, ringt er sich durch zum Werk von überwältigender Größe. Versunken in einen Abgrund von Leid schrieb Beethoven seinen Festgesang an die Freude. Mit ihm krönte er die neunte Symphonie, eines seiner größten Werke. Fortan vermag nichts mehr die unbezwingliche Kraft dieses Helden anzufechten. Beethoven hat überwunden. Der Tod kann ihm nichts mehr anhaben.

Aber er kommt auch zu ihm. Ende November 1826 zog er sich durch Erkältung eine Lungenentzündung zu. Nach der Rückkehr von einer Reise, die er unternommen hatte, um die Zukunft des Neffen zu sichern, wurde er in Wien krank. Seine Freunde waren nicht da. So beauftragte er den Neffen, ihm einen Arzt zu schicken. Der Nichtswürdige vergaß den Auftrag für zwei Tage. Der Arzt kam zu spät, und als er kam, vernachlässigte er den Kranken. Drei Monate kämpfte Beethovens Riesenkraft gegen das Übel. Er war sanft und geduldig geworden. Am 17. Februar 1827 schrieb er auf seinem Sterbebett nach der dritten Operation und vor der vierten stehend: „Ich gedulde und denke: alles Üble führt manchmal etwas Gutes herbei." Das Gute war in diesem Falle die Erlösung.

Er starb während eines Gewitters mit Schneesturm. Über dem Sterbenden rollte der Donner. Eine fremde Hand drückte ihm die Augen zu.

Nach: *Romain Rolland.*

Aus den Lebenserinnerungen eines deutschen Malers.

1831.

Es war indes September geworden, als meine Frau außer aller Gefahr war, und nun redete sie mir zu, die schöne Witterung wenigstens zu einer kleinen Erholungsreise zu benutzen, da an eine größere nicht mehr zu denken war. Von dem zurückgelegten Reisegelde war nur ein kleiner Teil übriggeblieben, das andere hatte die lange Krankheit verzehrt. Ich entschloß mich also, durch das Elbtal nach dem Böhmischen Mittelgebirge bei Teplitz zu gehen, wohin ich seit meiner italienischen Reise nicht wieder gekommen war.

Ich war überrascht von der Schönheit der Gegenden, und als ich an einem wunderschönen Morgen bei Sebusein über die Elbe fuhr und die Umgebung mich an italienische Gegenden erinnerte, tauchte zum ersten Male der Gedanke in mir auf: Warum willst du denn in weiter Ferne suchen, was du in deiner Nähe haben kannst?

Bald griff ich zur Mappe und zum Skizzenbuch, und ein Motiv nach dem anderen stellte sich mir dar und wurde zu Papier gebracht. Von Sebusein bis Kamaik ist eine Fülle der schönsten und großartigsten Landschaftsbilder ausgeschüttet. Nach Aussig zurückgekehrt, zeichnete ich mehreres am Schreckenstein. Als ich nach Sonnenuntergang noch am Ufer der Elbe stand, dem Treiben der Schiffsleute zusehend, fiel mir besonders der alte Fährmann auf, welcher die Überfahrt zu besorgen hatte. Das Boot, mit Menschen und Tieren beladen, durchschnitt den ruhigen Strom, in welchem sich der goldene Abendhimmel spiegelte. So kam unter andern auch einmal der Kahn herüber, mit Leuten bunt angefüllt, unter denen ein alter Harfner saß, welcher statt des Überfahrtskreuzers etwas auf der Harfe zum besten gab.

Aus diesen und anderen Eindrücken entstand nachher das Bild „Die Überfahrt am Schreckenstein", der erste Versuch, in welchem ich die Figuren zur Hauptsache machte.

Freilich fielen sie sehr mangelhaft in der Zeichnung aus, besonders da ich nur zu ein paar Figuren eine flüchtige Skizze nach der Natur zeichnete; doch gefiel das Bild auf der Ausstellung, und v. Quandt kaufte es sogleich für seine Sammlung. Nach zehn oder zwölf Tagen kehrte ich mit einer kleinen Anzahl Studien und bedeutenden, fruchtbaren Eindrücken in das alte Burglehnhaus nach Meißen zurück.

Von dieser Zeit an wandte sich mein Streben wieder ganz der heimischen Natur zu. Alle die tiefgehenden Eindrücke aus der Jugendzeit lebten damit wieder auf und erneuten sich an den nämlichen oder verwandten Gegenständen, und immer freudiger durchdrang mich dieses neue Leben.

Wenn ich in den letzten Jahren meine Begeisterung nur an meinen italienischen Naturstudien und der immer blasser werdenden Erinnerung entzünden konnte, so empfand ich jetzt das Glück, täglich frisch aus der Quelle schöpfen zu können. Jetzt wurde mir alles, was mich umgab, auch das Geringste und Alltäglichste, ein interessanter Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht alles gebrauchen? War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen wie Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was sich im Himmel bewegt und was die Erde trägt?

Ich arbeitete und sammelte jetzt mit neuer Lust an vaterländischen Stoffen. Zunächst entstand ein Gemälde, wozu ich das Motiv im Triebischtal bei Meißen gefunden hatte, „Herbstlicher Wald mit Staffage", sodann „Aufsteigende Gewitter am Schreckenstein" und die bereits erwähnte „Überfahrt".

1851.

Wenn man aus Liebe das Beste aus dem kleinen Schatze des Herzens hervorsucht und mitteilt, so fällt ein unglaublich reicher Segen davon auf unser Haupt und in unseren Schoß zurück. Wer Geld hat und Reichtümer, kann viel helfen und Tränen trocknen; wer nichts dergleichen hat,

der hat oder kann haben: gute Gedanken, Erkenntnisse aller Art, oder kann durch Worte, durch Liebe oder auch durch eine Fürbitte Engelsdienste tun.

Ist nicht auch die Kunst zu solchem Engelsdienst berufen? Gewiß ist das ihre herrliche, ja wahrlich, ihre himmlische Aufgabe; wenn man das nur recht treulich ausrichtet und diesem Geiste nachforscht und nachstrebt und nicht ruht, bis man gefunden hat. Manche sehen in der Kunst freilich bloß Seifenblasen, anderen wird sie ein Teufelsdreck, schön vergoldet. Der Hautevolée ist sie eine Creme zum Nachtisch, und endlich sieht auch der Esel die Rose für eine Distel an und hat seine Freude dran!

Wenn man den Leuten mit der Kunst Freude machen kann, so tue man es recht von Herzen, denn das ist doch der beste Lohn der Kunst, wie Gœthe das im „Sänger" ausspricht; der Geldverdienst dabei ist ja nur das notwendige Übel, und die Ehre oder sogenannte Unsterblichkeit — nach der muß man sich gar nicht einmal umsehen. Kommt sie von selbst, nun gut, so läßt man sie hinter sich herlaufen.

Je älter ich werde und je mehr die Einsicht wächst in das Wesen aller Kunst, um so mehr freue ich mich ihrer, und sie wird mir immer mehr ein wunderschöner Engel, der die Menschen, die eines guten Herzens sind, begleitet und sie oft von ihren allzu schattigen Pfaden auf sonnige und blumige Stellen führt, wo sie rasten können und wo die Freude wächst und die Sehnsucht nach dem großen, herrlichen Sonnen- und Blumenlande, das denen aufbehalten ist, die seinem wunderbaren, mächtigen Glockentone folgen. Dieser Glockenton hallt wie ein fernes Echo wider in der Wissenschaft hier und da, in der Natur; und alle Sonntagskinder hören die Glocke, und Sonntagskind kann man werden, wenn man reinen Herzens wird.

Ludwig Richter.

Kampf um den Südpol.

1. Scott.

Scott: irgendein Kapitän der englischen Marine. Irgendeiner. Seine Biographie identisch mit der Rangliste. Er hat gedient zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, hat später an Shackletons Expedition teilgenommen. Keine sonderliche Konduite deutet den Helden an, den Heros. Sein Gesicht, rückgespiegelt von der Photographie, das von tausend Engländern, von zehntausend: kalt, energisch, ohne Muskelspiel, gleichsam hartgefroren von verinnerlichter Energie. Stahlgrau die Augen, starr geschlossen der Mund. Nirgends eine romantische Linie, nirgends ein Glanz von Heiterkeit in diesem Antlitz aus Willen und praktischem Weltsinn. Seine Schrift: irgendeine englische Schrift, ohne Schatten und Schnörkel, rasch und sicher. Sein Stil: klar und korrekt, packend in den Tatsächlichkeiten und doch phantasielos wie ein Rapport. Man spürt einen völlig traumlosen Menschen, einen Fanatiker der Sachlichkeit, einen echten Menschen also der englischen Rasse, bei der selbst Genialität sich in die kristallene Form der gesteigerten Pflichterfüllung preßt. Dieser Scott war schon hundertmal in der englischen Geschichte; er hat Indien erobert und namenlose Inseln im Archipel, er hat Afrika kolonisiert und die Schlachten gegen die Welt geschlagen, immer mit der gleichen ehernen Energie.

Stahlhart aber dieser Wille; das spürt man schon vor der Tat. Scott will vollenden, was Shackleton begonnen. Er rüstet eine Expedition, aber die Mittel reichen nicht aus. Das hindert ihn nicht. Er opfert sein Vermögen und macht Schulden in der Sicherheit des Gelingens. Freunde und Gefährten sind bald gefunden, nichts Irdisches kann den Willen mehr beugen. „Terra Nova" heißt das seltsame Schiff, das sie bis an den Rand des Eismeeres bringen soll. Seltsam, weil so zwiefach in seiner Ausrüstung, halb Arche Noah, voll lebenden Getiers und dann wieder modernes Laboratorium mit tausend Instrumenten und Büchern. Denn alles muß mitgebracht werden, was der Mensch für die Notdurft

des Körpers und Geistes bedarf, in diese leere, unbewohnte Welt. Sonderbar gattet sich hier das primitive Werkzeug des Urmenschen, Felle und Pelze, lebendiges Getier, dem letzten Raffinement des neuzeitlich raffinierten Rüstzeuges. Und phantastisch wie dies Schiff auch das Doppelantlitz der ganzen Unternehmung: ein Abenteuer, aber doch eins, das kalkuliert ist wie ein Geschäft, eine Verwegenheit mit allen Künsten der Vorsicht — eine Unendlichkeit von genauer einzelner Berechnung gegen die noch stärkere Unendlichkeit des Zufalls.

Am 1. Juni 1910 verlassen sie England. In diesen Tagen leuchtet das angelsächsische Land. Saftig und grün blühen die Wiesen, warm liegt und glänzend die Sonne über der nebellosen Welt. Erschüttert fühlen sie die Küste fortschwinden, wissen sie doch alle, alle, daß sie Wärme und Sonne Abschied sagen auf Jahre, manche vielleicht für immer. Aber dem Schiff zu Haupte weht die englische Flagge, und sie trösten sich in dem Gedanken, daß ein Weltzeichen mitwandert zum einzig noch herrenlosen Strich der eroberten Erde.

2. Auf zum Pol.

Im Januar landen sie nach kurzer Rast in Neuseeland bei Kap Evans, am Rande des ewigen Eises und rüsten ein Haus zum Überwintern. Dezember und Januar heißen dort die Sommermonate, weil einzig im Jahre dort die Sonne ein paar Stunden des Tages auf dem weißen, metallenen Himmel glänzt. Aus Holz sind die Wände gezimmert, ganz wie bei den früheren Expeditionen, aber innen spürt man den Fortschritt der Zeit. Während ihre Vorgänger damals noch mit stinkenden, schwelenden Tranlampen im Halbdunkel saßen, müde ihres eigenen Gesichts, ermattet von der Eintönigkeit der sonnenlosen Tage, haben diese Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts die ganze Welt, die ganze Wissenschaft zwischen ihren vier Wänden. Eine Azetylenanlage spendet weißwarmes Licht, Kinematographen zaubern ihnen Bilder der Ferne, Projektionen tropischer

Szenen aus linderen Landschaften vor, ein Pianola vermittelt Musik, das Grammophon die menschliche Stimme, die Bibliothek das Wissen ihrer Zeit. In einem Raum hämmert die Schreibmaschine; der zweite dient als Dunkelkammer, in der kinematographische und farbige Aufnahmen entwickelt werden.

Am 1. November 1911 brechen sie auf in einzelnen Trupps. Auf den Bildern sieht man die wundersame Karawane dieser erst dreißig, dann zwanzig, dann zehn und schließlich nur mehr fünf Menschen durch die weiße Wüste einer leblosen Urwelt wandern. Vorn immer ein Mann, eingemummt in Pelze und Tücher, ein wildbarbarisches Wesen, dem nur der Bart und die Augen frei aus der Umhüllung lugen. Die bepelzte Hand hält am Halfter ein Pony, das seinen schwerbeladenen Schlitten schleppt, und hinter ihm wieder ein anderer, in gleicher Kleidung und gleicher Haltung und hinter ihm wieder einer, zwanzig schwarze Punkte in wandelnder Linie in einem unendlichen blendenden Weiß. Nachts wühlen sie sich in Zelte ein, Schneewälle werden gegraben in der Richtung des Windes, um die Ponys zu schützen, und morgens beginnt wieder der Marsch, eintönig und trostlos, durch die eisige Luft, die seit Jahrtausenden zum erstenmal menschlichen Atem trinkt.

Aber die Sorgen mehren sich. Das Wetter bleibt unfreundlich, statt vierzig Kilometer können sie manchmal nur dreißig zurücklegen, und jeder Tag wird ihnen zur Kostbarkeit, seit sie wissen, daß unsichtbar in dieser Einsamkeit von einer anderen Seite ein anderer gegen das gleiche Ziel vorrückt. Jede Kleinigkeit schwillt hier zur Gefahr. Ein Hund ist entlaufen, ein Pony will nicht fressen — all dies ist beängstigend, weil hier in der Öde die Werte so furchtbar sich verwandeln. Hier wird jedes Lebensding tausendwertig, ja unersetzlich sogar. An den vier Hufen eines einzelnen Ponys hängt vielleicht die Unsterblichkeit, ein verwölkter Himmel mit Sturm kann eine Tat für die Ewigkeit verhindern. Dabei beginnt der Gesundheitszustand der Mannschaft zu leiden; einige sind schneeblind geworden, anderen Gliedmaßen erfroren, immer matter werden die

Ponys, denen man die Nahrung kürzen muß, und schließlich knapp vor dem Beardmoregletscher brechen sie zusammen. Die traurige Pflicht muß erfüllt werden, diese wackeren Tiere, die hier in der Einsamkeit und darum Gemeinsamkeit zweier Jahre zu Freunden geworden sind, die jeder beim Namen kennt und hundertmal mit Zärtlichkeiten überhäufte, zu töten. Das „Schlachthauslager" nennen sie den traurigen Ort. Ein Teil der Expedition spaltet sich an der blutigen Stätte ab und kehrt zurück, die andern rüsten nun zur letzten Anstrengung, zum grausamen Weg über den Gletscher, den gefährlichen Eiswall, mit dem sich der Pol umgürtet und den nur die Glut eines leidenschaftlichen Menschenwillens zersprengen kann.

Immer geringer werden ihre Marschleistungen; denn der Schnee körnt sich hier krustig, nicht ziehen müssen sie mehr den Schlitten, sondern schleppen. Das harte Eis schneidet die Kufen, die Füße reiben sich wund im Wandern durch den lockeren Eissand. Aber sie geben nicht nach. Am 30. Dezember ist der siebenundachzigste Breitengrad erreicht, Shackletons äußerster Punkt. Hier muß die letzte Abteilung umkehren: nur fünf Erlesene dürfen mit bis zum Pol. Scott mustert die Leute aus. Sie wagen nicht zu widerstreben, aber das Herz wird ihnen schwer, so griffnah vom Ziel umkehren zu müssen und den Gefährten den Ruhm zu lassen, als erste den Pol gesehen zu haben. Doch der Würfel der Wahl ist gefallen. Einmal noch schütteln sie einander die Hände, mit männlicher Anstrengung bemüht, ihre Rührung zu verbergen, dann löst sich die Gruppe. Zwei kleine, winzige Züge ziehen sie, die einen nach Süden zum Unbekannten, die anderen nach Norden, in die Heimat zurück. Immer wieder wenden sie von hüben und drüben den Blick, um noch die letzte Gegenwart eines Befreundet-Belebten zu spüren. Bald entschwindet die letzte Gestalt. Einsam ziehen sie weiter ins Unbekannte, die fünf Auserwählten der Tat: Scott, Bowers, Oates, Wilson und Evans.

3. Der 16.—18. Januar.

„Gehobene Stimmung" verzeichnet das Tagebuch. Morgens sind sie ausgerückt, früher als sonst, die Ungeduld hat sie aus ihren Schlafsäcken gerissen, eher das Geheimnis, das furchtbar schöne, zu schauen. 14 Kilometer legen die fünf Unentwegten bis nachmittags zurück, heiter marschieren sie durch die seelenlose weiße Wüste dahin: nun ist das Ziel nicht mehr zu verfehlen, die entscheidende Tat für die Menschheit fast getan. Plötzlich wird einer der Gefährten, Bowers, unruhig. Sein Auge brennt sich fest an einen kleinen dunklen Punkt in dem ungeheuren Schneefeld. Er wagt seine Vermutung nicht auszusprechen; aber allen zittert nun der gleiche furchtbare Gedanken im Herzen, daß Menschenhand hier ein Wegzeichen aufgerichtet haben könnte. Künstlich versuchen sie sich zu beruhigen. Sie sagen sich — so wie Robinson die fremde Fußspur auf der Insel vergebens erst als die eigene erkennen will — dies müsse ein Eisspalt sein oder vielleicht eine Spiegelung. Mit zuckenden Nerven marschieren sie näher, noch immer versuchen sie sich gegenseitig zu täuschen, so sehr sie alle schon die Wahrheit wissen: daß die Norweger, daß Amundsen ihnen zuvorgekommen ist.

Bald zerbricht der letzte Zweifel an der starren Tatsache einer schwarzen Fahne, die an einem Schlittenständer hoch aufgerichtet ist, über den Spuren eines fremden, verlassenen Lagerplatzes — Schlittenkufen und die Abdrücke vieler Hundepfoten: Amundsen hat hier gelagert. Das Ungeheure, das Unfaßbare in der Menschheit ist geschehen: der Pol der Erde, seit Jahrtausenden unbeseelt, seit Jahrtausenden und vielleicht seit allem Anbeginn ungeschaut vom irdischen Blick, ist in einem Molekül Zeit, ist innerhalb von fünfzehn Tagen zweimal entdeckt worden. Und sie sind die zweiten — um einen einzigen Monat von Millionen Monaten zu spät — die zweiten in einer Menschheit, für die der erste alles ist und der zweite nichts. Vergebens also alle Anstrengung, lächerlich die Entbehrungen, irrsinnig die Hoffnungen von Wochen, von Monaten, von Jahren. „All

die Mühsal, all die Entbehrung, all die Qual — wofür?" schreibt Scott in sein Tagebuch. „Für nichts als Träume, die jetzt zu Ende sind." Tränen treten ihnen in die Augen, trotz ihrer Übermüdung können sie die Nacht nicht schlafen. Mißmutig, hoffnungslos, wie Verurteilte, treten sie den letzten Marsch zum Pol an, den sie jubelnd zu erstürmen gedachten. Keiner versucht den andern zu trösten, wortlos schleppen sie sich weiter. Am 18. Januar erreicht Kapitän Scott mit seinen vier Gefährten den Pol. Da die Tat, der erste gewesen zu sein, ihm nicht mehr den Blick blendet, sieht er nur mit stumpfen Augen das Traurige der Landschaft. „Nichts ist hier zu sehen, nichts, was sich von der schauerlichen Eintönigkeit der letzten Tage unterschiede" — das ist die ganze Beschreibung, die Robert F. Scott vom Südpol gibt. Das einzige Seltsame, das sie dort entdecken, ist nicht von Natur gestaltet, sondern von feindlicher Menschenhand: Amundsens Zelt mit der norwegischen Flagge, die frech und siegesfroh auf dem erstürmten Walle der Menschheit flattert. Ein Brief des Konquistadors wartet hier auf jenen unbekannten Zweiten, der nach ihm diese Stelle betreten würde, und bittet, das Schreiben an König Hakon von Norwegen zu befördern. Scott nimmt es auf sich, diese härteste Pflicht treulich zu erfüllen: Zeuge zu sein vor der Welt für eine fremde Tat, die er als eigene glühend erstrebt.

Traurig stecken sie die englische Flagge, den „zu spät gekommenen Union Jack", neben Amundsens Siegeszeichen. Dann verlassen sie den „treulosen Ort ihres Ehrgeizes", kalt fährt der Wind ihnen nach. Mit prophetischem Argwohn schreibt Scott in sein Tagebuch: „Mir graut vor dem Rückweg."

4. Der Zusammenbruch.

Der Heimmarsch verzehnfacht die Gefahren. Am Wege zum Pol wies sie der Kompaß. Nun müssen sie achten, bei der Rückkehr außerdem noch die eigene Spur nicht zu verlieren, wochenlang nicht ein einziges Mal zu verlieren, um nicht von den Depots abzukommen, wo ihre Nahrung

liegt, ihre Kleidung und die aufgestaute Wärme in den paar Gallonen Petroleum. Unruhe überkommt sie darum bei jedem Schritt, wenn Schneetreiben ihnen den Blick verklebt, denn jede Abirrung geht geradeaus in den sicheren Tod. Dabei fehlt schon ihren Körpern die unabgenützte Frische des ersten Marsches, da sie noch geheizt waren von den chemischen Energien reichlicher Nahrung, vom warmen Quartier ihrer antarktischen Heimat.

Und dann: die Stahlfeder des Willens ist gelockert in ihrer Brust. Beim Hinmarsche straffte die überirdische Hoffnung, einer ganzen Menschheit Neugier und Sehnsucht zu verkörpern, ihre Energien heroisch zusammen, Übermenschliches an Kraft ward ihnen durch das Bewußtsein unsterblicher Tat. Nun kämpfen sie um nichts als die heile Haut, um ihre körperliche, ihre sterbliche Existenz, um eine ruhmlose Heimkehr, die ihr innerster Wille vielleicht mehr fürchtet als ersehnt.

Aber allmählich unterliegt der menschliche Mut gegen die Übermacht der Natur, die hier unerbittlich und mit durch Jahrtausende gestählter Kraft gegen die fünf Verwegenen alle Mächte des Unterganges, Kälte, Frost, Schnee und Wind, heraufbeschwört. Längst sind die Füße zerschunden, und der Körper, ungenügend geheizt von der einmaligen warmen Mahlzeit, geschwächt durch die verminderten Rationen, beginnt zu versagen. Mit Schrecken erkennen die Gefährten eines Tages, daß Evans, der Kräftigste unter ihnen, plötzlich phantastische Dinge unternimmt. Er bleibt am Wege zurück, klagt unaufhörlich über wirkliche und eingebildete Leiden; schauernd entnehmen sie seinem seltsamen Gerede, daß der Unglückselige infolge eines Sturzes oder der entsetzlichen Qualen wahnsinnig geworden ist. Was mit ihm beginnen? Ihn verlassen in der Eiswüste? Aber anderseits müssen sie das Depot ohne Verzögerung erreichen, sonst — Scott selbst zögert noch, das Wort hinzuschreiben. Um 1 Uhr nachts, am 17. Februar, stirbt der unglückliche Offizier.

Zu viert nun nehmen sie den Marsch auf, aber Verhängnis! das nächste Depot bringt neue herbe Enttäuschung. Es enthält zu wenig Öl, und das heißt: sie müssen mit dem

Notwendigsten, mit Brennmaterial haushalten, müssen mit Wärme sparen, der einzigen wehrhaften Waffe gegen den Frost. Eiskalte, sturmumrüttelte Nacht und mutloses Erwachen, kaum haben sie die Kraft mehr, die Filzschuhe sich über die Füße zu stülpen. Aber sie schleppen sich weiter, der eine von ihnen, Oates, schon auf abfrierenden Zehen. Der Wind weht schärfer als je, und im nächsten Depot, am 2. März, wiederholt sich die grausame Enttäuschung: wiederum ist zu wenig Brennmaterial vorhanden.

Nun fährt die Angst bis in die Worte hinein. Man spürt, wie Scott sich bemüht, das Grauen zu verhalten, aber immer wieder stößt schrill ein Schrei der Verzweiflung nach dem andern seine künstliche Ruhe durch. „So darf es nicht weitergehn", oder „Gott steh uns bei! Diesen Anstrengungen sind wir nicht mehr gewachsen", oder „Unser Spiel geht tragisch aus", und schließlich die grauenhafte Erkenntnis: „Käme uns doch die Vorsehung zu Hilfe! Von Menschen haben wir jetzt keine mehr zu erwarten." Aber sie schleppen sich weiter und weiter, ohne Hoffnung, mit verbissenen Zähnen. Oates kann immer schlechter mitwandern, er ist immer mehr Last für seine Freunde als Hilfe. Sie müssen bei einer Mittagstemperatur von —42 Grad den Marsch verzögern, und der Unglückselige spürt und weiß, daß er seinen Freunden Verhängnis bringt. Schon bereiten sie sich auf das letzte vor. Sie lassen sich von Wilson, dem Forscher, jeder zehn Morphiumtabletten aushändigen, um eventuell ihr Ende zu beschleunigen. Noch einen Tagemarsch versuchen sie es mit dem Kranken. Dann verlangt der Unglückliche selbst, sie mögen ihn in seinem Schlafsack zurücklassen und ihr Schicksal von dem seinen trennen. Sie weisen den Vorschlag energisch zurück, wiewohl sie alle darüber klar sind, daß er für sie nur Erleichterung bedeute. Ein paar Kilometer taumelt der Kranke auf seinen erfrorenen Beinen noch mit bis zum Nachtquartier. Er schläft mit ihnen bis zum nächsten Morgen. Sie blicken hinaus: draußen tobt ein Orkan.

Plötzlich erhebt sich Oates: „Ich will ein wenig hinausgehen", sagt er zu den Freunden. „Ich bleibe vielleicht eine Weile draußen." Die andern zittern. Jeder weiß, was dieser

Rundgang bedeutet. Aber keiner wagt ein Wort, um ihn zurückzuhalten. Keiner wagt, ihm die Hand zum Abschied zu bieten; denn sie fühlen alle mit Ehrfurcht, daß der Rittmeister Lawrence J. E. Oates von den Inniskillingdragonern wie ein Held dem Tode entgegengeht.

Drei müde, geschwächte Menschen schleppen sich durch die endlose eisig-eiserne Wüste, müde schon, hoffnungslos, nur der dumpfe Instinkt der Selbsterhaltung spannt noch die Sehnen zu wankendem Gang. Immer furchtbarer wird das Wetter, bei jedem Depot höhnt sie neue Enttäuschung, immer wieder zu wenig Öl, zu wenig Wärme. Am 21. März sind sie nur mehr zwanzig Kilometer von einem Depot entfernt, aber der Wind weht mit so mörderischer Kraft, daß sie ihr Zelt nicht verlassen dürfen. Jeden Abend hoffen sie auf den nächsten Morgen, um das Ziel zu erreichen, indes schwindet der Proviant und die letzte Hoffnung mit ihm. Der Brennstoff ist ihnen ausgegangen, und das Thermometer zeigt vierzig Grad unter Null. Jede Hoffnung erlischt: sie haben jetzt nur mehr die Wahl zwischen Tod durch Hunger oder Frost. Acht Tage kämpfen diese drei Menschen in einem kleinen Zelt inmitten der weißen Urwelt gegen das unabwendbare Ende. Am 29. März wissen sie, daß kein Wunder mehr sie retten kann. So beschließen sie, keinen Schritt dem Verhängnis entgegenzugehen und den Tod stolz wie alles andere Unglück zu erdulden. Sie kriechen in ihre Schlafsäcke, und von ihren letzten Leiden ist nie ein Seufzer in die Welt gedrungen.

5. Die Briefe des Sterbenden.

In diesen Augenblicken, einsam gegenüber dem unsichtbaren und doch atemnahen Tod, während außen der Orkan an die dünnen Zeltwände wie ein Rasender anrennt, besinnt sich Kapitän Scott aller Gemeinsamkeit, der er verbunden ist. Mit erstarrenden Fingern schreibt Kapitän Scott, schreibt Briefe aus der Stunde seines Todes an alle Lebendigen, die er liebt.

Wundervoll sind diese Briefe. Alles Kleinliche ist in

ihnen von der gewaltigen Nähe des Todes abgetan, die kristallene Luft dieses unbelebten Himmels scheint in sie eingedrungen. An Menschen sind sie gerichtet und sprechen doch zur ganzen Menschheit. An eine Zeit sind sie geschrieben und sprechen für die Ewigkeit.

Er schreibt an seine Frau. Er mahnt sie, das höchste Vermächtnis, seinen Sohn, zu hüten, er legt ihr nahe, ihn vor allem vor Schlappheit zu bewahren, und bekennt von sich selbst, am Ende einer der erhabensten Leistungen der Weltgeschichte: „Ich mußte mich, wie Du weißt, zwingen, strebsam zu werden — ich hatte immer Neigung zur Trägheit." Eine Handbreit vor dem Untergang rühmt er noch, statt zu bedauern, den eigenen Entschluß. „Was könnte ich Dir alles von dieser Reise erzählen. Und wieviel besser war sie doch, als daheim zu sitzen in zu großer Bequemlichkeit!"

Und er schreibt in treuester Kameradschaft an die Frau und die Mutter seiner Todesgefährten, die mit ihm den Tod erlitten haben, um Zeugnis abzulegen für ihr Heldentum. Er tröstet, selbst ein Sterbender, die Hinterbliebenen der andern mit seinem starken und schon übermenschlichen Gefühl für die Größe des Augenblicks und das Denkwürdige dieses Unterganges.

Und er schreibt an die Freunde. Bescheiden für sich selbst, aber voll herrlichen Stolzes für die ganze Nation, als deren Sohn und würdigen Sohn er sich in dieser Stunde begeistert fühlt. „Ich weiß nicht, ob ich ein großer Entdecker gewesen bin," bekennt er, „aber unser Ende wird ein Zeugnis sein, daß der Geist der Tapferkeit und die Kraft zum Erdulden aus unserer Rasse noch nicht entschwunden sind."

Und er schreibt einen letzten Brief, den schönsten von allen, an die englische Nation. Er fühlt sich bemüßigt, Rechenschaft zu geben, daß er in diesem Kampfe um den englischen Ruhm ohne eigene Schuld unterlegen. Er zählt die einzelnen Zufälle auf, die sich gegen ihn verschworen, und ruft mit der Stimme, der der Widerhall des Todes ein wundervolles Pathos gibt, alle Engländer mit der Bitte auf, seine Hinterbliebenen nicht zu verlassen. Sein letzter Ge-

danke reicht noch über das eigene Schicksal hinaus. Sein letztes Wort spricht nicht vom eigenen Tode, sondern vom fremden Leben: „Um Gottes willen, sorgt für unsere Hinterbliebenen!“ Dann bleiben die Blätter leer.

Bis zum äußersten Augenblick, bis die Finger ihm festfroren und der Stift seinen steifen Händen entglitt, hat Kapitän Scott sein Tagebuch geführt. Die Hoffnung, daß man bei seiner Leiche die Blätter finden würde, die für ihn und für den Mut der englischen Rasse zeugen könnten, hat ihn zu so übermenschlicher Anstrengung befähigt. Als letztes zittern die schon erfrierenden Finger noch den Wunsch hin: „Schickt dies Tagebuch meiner Frau!“ Aber dann streicht seine Hand in grausamer Gewißheit das Wort „meiner Frau“ aus und schreibt darüber das furchtbare „meiner Witwe“.

Nach: *Stefan Zweig.*